

Nr. 244. **Bromberg, den 21. Oktober** **1936**

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(3. Fortsetzung.) ———

Achaz schläft weit in den Tag hinein. Er träumt so schwer, daß er nicht aus den Tiefen hochkommen kann, in die der Schlaf nach dem Fest ihn hinabgezogen hat. Ganz verrückt sind die Bilder seines Traumes.

Achaz fährt empor. Wer sitzt da auf dem Bärenfell vor dem Bett und schlägt Freudenkreise, als Achaz sich bewegt?

„Amerika" . . .

„Verrückt, einen Hund „Amerika" zu nennen", hatte der Domherr von Bismarck zu Achazens Mutter gesagt. — „Laß' ihn doch! Ist mal was anderes. Warum immer „Scherry" oder „Fifi"?"

Er breitet die Arme, und „Amerika" stürzt sich stürmisch hinein. Es gibt einen Wiedersehenstaumel, der erst endet, als „Amerika" das Deckbett mit seinen spitzen Zähnen von Achaz' nackten Beinen herunterzieht, ihm das Taschentuch aus der Brusttasche des Nachthemdes blitzschnell herausstiehlt, damit davonspringt und es beschlagnahmt, indem er sich drauflegt . . .

Achaz weiß, daß dies soviel heißt wie: „Du mußt das Tuch auslösen. Aber nur gegen Zuckerchen."

„Wie in der Politik!"

Nun fängt Achaz an, mit dem Wasser zu plantschen und seine Morgentoilette vorzunehmen; da fährt „Amerika" bellend gegen die Tür. Es klopft.

Es ist die Mutter.

„Beeile dich bitte, ich warte mit dem Frühstück!"

„Jawohl! Ich komme gleich."

Er geht in den großen Eßsaal hinüber. „Amerika" mit dem beschlagnahmten Taschentuch voraus.

„Kleine Mama! — Guten Morgen!" Er küßt die schlanke Frau auf die Stirn.

Zuerst bekommt er seinen Kaffee, und dann sieht er genußsüchtig und still den schmalen Händen der Mutter zu, die das weiße Brot so anmutig zu schneiden und zurecht zu machen wissen. Gesprochen darf dabei nicht werden. Frau von Bismarck hält darauf, daß die erste Tasse Kaffee schweigsam eingenommen wird. Es diene der Sammlung, glaubt sie; das erste unbedachte Wort frühmorgens verderbe oft die ganze gute Sonne des Tages . . .

„Wie mollig warm es hier ist!" Achaz blickt in das hellblaue Leuchten des Januartages draußen; es wird hier drinnen abgedämpft durch die warme edle Goldfassung der schmalen Spiegel zwischen den Fenstern und durch den schwarzen Ebenholzglanz des Schrankes, an dem die gelben Löwenköpfe blinken.

„Also zuerst", beginnt Frau von Bismarck, „was will Louis Ferdinand von dir?"

„Mitarbeit, Mutter! — Ich soll Pläne der Gegner entlarven, Verbindungsmann zwischen den Patrioten sein, reisen, um selbst auszukundschaften . . ."

„Und dir dabei die Finger verbrennen und schließlich die Zeche bezahlen. Laß deine Finger aus dem Intrigenspiel, Achaz. Du hast einen geraden Soldatensinn, aber kein Talent für krumme Wege. — Baue deinen Kohl!" — Sie schaut ihm fest in die Augen. „Du willst ja nur nach Berlin — jener schönen Frau wegen, in die du dich vergafft hast."

Dann lachte er laut auf: „Mütter sind manchmal blind. Sie ist eine Frau von Welt, denen an so kleinen Leuten, wie ich es bin, nichts gelegen ist. Es dient meinen Zwecken, wenn ich in ihrem Salon verkehre. Dabei kann ich nichts finden!"

„Aber sie findet etwas dabei: Sie ist kokett, weiß ihre Schönheit ins rechte Licht zu rücken. Ich halte sie für berechnend. Und dabei weiß ich, daß auf ihren Abenden zum Schluß stets gespielt wird. Und du." — Besorgnis steht in ihren Augen — „soll der Boden deiner Väter auch noch draufgehen? Bei deinem unruhigen Blut und deiner Freude am Abenteuer und am Spiel ist es doch möglich, daß du alles vergißt und das Glück deines Lebens im Wirbelwahn einer verrückten Nacht hinwirfst . . ."

Achaz streicht der Mutter sanft über den Scheitel. „Mutter, du irrst dich über meine Widerstandskraft. Allmählich habe ich mir die Hörner abgelaufen. Keine Sorge, liebe Mutter!" Er geht heftig im Zimmer auf und ab.

„Die Gegner", beginnt Frau von Bismarck wieder, „wer sind sie? Sind es nicht die allmächtigen Minister Haugwitz und Lombard? Ist es nicht der König selbst? — Und gegen die wollt ihr Jungen angehen?"

„Gegen die müssen wir angehen. Sonst bezahlen wir tatsächlich die Zeche in Europa. Übrigens: über Haugwitz herrscht gegenwärtig flaue Stimmung an oberster Stelle. Er hat seine theoretische Aktion gegen die Patrioten abgeblasen. Als er Louis Ferdinand und die anderen Prinzen verdächtigte, daß sie des Königs Politik durchkreuzen würden, fuhr der König ihn an und sagte in seinem üblichen Stil: „Bleiben mir vom Halse! Gar nicht mehr von reden hören!" — Darauf ist Haugwitz bedeutend umgänglicher und friedlicher geworden. — Im Oktober will der Zar nach Berlin kommen. Dann soll ein Bündnis zustandekommen, in das auch Österreich einbezogen werden soll. Hoffentlich ist es dann nicht zu spät. Eben deshalb muß jeder von uns helfen, die Pläne der Patrioten zu unterstützen. Verstehst du mich nun?"

„Ich verstehe alles, aber ich wollte doch über Juliane von Sanden mit dir sprechen. Ich bin besser über alles unterrichtet als du. Ihr Mann betreibt eine Bank in Berlin. Und man sagt, daß er nicht nur sein Geld leiht, sondern auch ihr Lächeln und ihre liebenswürdigen Blicke verkauft. Sie ist ein Kapital, von der er Nutzen zieht, ohne sie selbst jemals auszuliefern. Das ganze Geschäft ist also ein Betrug an dem, der in ihren Salon gerät und den Börsenkurs nicht erkennt . . ." Sie steht auf. „Nun, mein Junge, den Rat deiner erfahrenen Mutter hast du

gehört. Tue, was du für richtig hältst. Aber zeige deine Anbetung nicht so offen wie gestern!"

„Sektlaune! Weiter nichts!"

„Hast du denn gar nicht gemerkt, wie sie dich zum Besten hielt und in Wirklichkeit den Prinzen meinte? — Daß sie ihn eifersüchtig machen wollte? — Und daß ihr Mann euch beide beständig beobachtete?"

„Mutter, du siehst Gespenster . . ."

„Ich wollte, es wäre so . . . na, du bist ja ein Mann und hast Augen im Kopf . . . Mache deine Erfahrungen! Ich habe dich gewarnt!"

Als sie gegangen ist, bleibt Achaz in tiefem Sinnen zurück. Louis Ferdinand und die Sanden? . . . Wäre es möglich? Daß der Prinz ein Frauenliebling ist, weiß alle Welt, und die Frauen machen es ihm leicht genug, aber die schöne Sanden, von der man erzählt, daß sie die Bank ihres Mannes mit einem persönlichen Aufwand von 30 000 Talern im Jahr belastet, und die von ihrem Mann auf Händen getragen wird . . . welches Interesse könnte sie an der Person des Prinzen haben . . . Zwar, die Anschauungen der Zeit ändern sich rasch, und es fällt Achaz ein; vor gar nicht langer Zeit hat Prinz August, der Bruder Louis Ferdinands, die Madame Recamier heiraten wollen, als er sie am Genfer See bei ihrer Freundin, der Madame de Stael, kennen lernte. Ein verrückter Liebestraum hatte sich um die beiden Menschen gesponnen, die beide verheiratet waren . . . Aber Louis Ferdinand? Ist er nicht „Fromm" geworden, wie der Berliner Volkswitz zu sagen pflegt?

Geheimnis über Geheimnis? Was steckt dahinter?

*

Als Hortense Geraldi die Treppen zum Musikzimmer im Potsdamer Stadtschloß hinaufsteigt, denkt sie daran, wie rasch ihr die Erfolge zugefallen sind. Sie hat in verschiedenen Abendgesellschaften des Hofes mit Louis Ferdinand zusammen auf zwei Flügeln gespielt. Zweimal gab sie selbst Konzerte im Opernhaus. Zahlreiche Einladungen nach anderen deutschen Städten folgten, wie eine selbstverständliche Kette diesen stürmischen Anfängen ihrer Laufbahn. Heute abend soll sie noch einmal mit dem Prinzen zusammen in einem Abschiedskonzert spielen. Sie geht, von Tönen bereits durchklungen, wie beflügelt die Stufen hinauf.

Das Musikzimmer ist leer. Louis Ferdinand ist nicht da. Aber der lange Spiegel zeigt ihr ein Bild aus dem Nebenzimmer: Louis Ferdinand sitzt auf dem Diwan, hält die Hände einer Frau in den seinen und redet auf sie ein. Sie hat ihren Kopf an seine Schulter gelehnt. Von Geld ist die Rede, das ihm geliehen werden soll, von Versprechen, die er ihr gibt.

In Hortense kämpfen Scham und Ernüchterung. Sie will sich entfernen. Da steht die Frau auf. Hortense sieht: es ist Juliane von Sanden. Sie kommt langsam ins Zimmer. Erschrickt . . . Verlegenheit kämpft in ihrem Gesicht, das eben noch triumphierend leuchtete.

„Sage deinem Mann, daß ich ihm besonders für den Hinweis auf Chaumette danke", sagt Louis Ferdinand, ehe er Hortense zu Gesicht bekommt . . .

Die Sanden hat sich gefaßt . . . Sie ist wieder ganz große Dame der Salons . . . Sie kommt strahlend auf Hortense zu. Begrüßt sie herzlich.

„Meine Liebe — Sie werden erstaunt sein, mich hier zu finden, aber eine ganz große Geldsache — mein Mann hat mich, sie mit dem Prinzen persönlich unter vier Augen zu verhandeln . . . Im übrigen will ich jetzt Ihr trauliches, musikalisches Beieinandersein nicht stören . . . Der Prinz fiebert ja schon nach musikalischen Genüssen!"

Der vertrauliche Ton, das spöttische Lächeln ärgern Hortense.

„Ich habe immer nur gefunden, daß Notenlesen beruhigt", entgegnete sie kühl, „aber lassen Sie sich nicht abhalten . . ."

Louis Ferdinand bringt die Sanden bis zur Tür und geleitet sie hinaus . . .

„Geraldichen!" sagt er nach seiner Rückkunft, hoffentlich nicht böse auf mich? — Das verfluchte Geld, wissen Sie! Meine Lage ist oft verzweifelt. Kein Zuschuß von Hause — Verbindlichkeiten — ich wünschte, es käme ein Krieg, daß ich wieder herauskäme aus dem Schlamassel!"

Hortense sieht ihn stumm an. — Er tut ihr leid. — Die Demütigung vor dem Gott Mammon steht ihm im Gesicht geschrieben. Er blättert nervös in den Noten. Sie musizieren. Nach einer Viertelstunde bricht Louis Ferdinand ab..

„Es wird gehen heute abend . . . lassen wir die unnütze Generalprobe! — Übrigens wollte ich Ihnen noch etwas erzählen. Der tolle Achaz, nach dem Sie sich neulich so eingehend erkundigten, hat wieder ein Meisterstück geliefert. Sie wissen ja, er reitet oft als geheimer Kundschafter im Lande umher. Trifft er doch da neulich den Duvoi, den Marschall du Palais Napoleons. Soll ich Ihnen mal die Geschichte erzählen, wie sie wirklich geschehen ist?"

Hortense hört gespannt zu: „Ich bitte darum, mein Prinz!"

„Sie müssen wissen, der Achaz hat eine ganz dichte Sperrlinie an die preußische Grenze vorgeschoben: eine ununterbrochene Reihe von Aufpassern, die die Reisenden überwachen. — Wir müssen doch endlich herausbekommen, wer uns so meisterhaft in den letzten Monaten ausspioniert. Bei dem Duvoi, da dachte er gleich, daß er da was entdecken könnte. Der Kutscher gehört zu unserem Geheimbund. Er hat am nächsten Tag unterwegs — Achaz fährt natürlich auch dieselbe Strecke — einen Unfall, das eine Rad des Wagens springt ab. Man übernachtet in einem Heidekrug. Achaz verrät dem Marschall: dort gibt es ausgezeichnetes Schweinernes mit Sauerkraut. — Sauerkraut! Das modische Schlagwort der feinen Pariser Küche. Im Salon des Etrangers hat der Marquis de Livry, der Lebenskünstler, das deutsche Sauerkraut hoffähig gemacht. Allons, Sauerkraut! Herrlich! Admirable! Der Marschall Duvoi bestellt und Achaz verdolmetscht: „Also, was kann der Herr Wirt liefern?" — Achaz kneift dem Wirt ein Auge, das soll heißen: Fordere, mein Sohn, was du kannst! Heute ist Festtag. Der Marschall hat Spendierhosen an. Er bezahlt alles!" — Der Wirt feixt und sagt: „Es gibt eine Suppe, und einen Puter haben wir gestern geschlachtet, dazu schmeckt das Sauerkraut besonders fein, und als Nachspeise empfehle ich den Herren meine berühmten Schmandwaffeln mit Quittenmus." — „Es ist Glück im Essen, sagt der Chinese", ergänzt Duvoi. „Haben Sie Hunger?" — „Immer!" Der Achaz macht dazu ein todernstes Gesicht. — „Oh!" Das Mitleid glänzt Duvoi aus den Augen. — „Ich war der größte Fresser der preußischen Armee!" — Er lobt Preußen. — „Hat mir sehr gut gefallen, die Reise. Schlichtes Land, schlichtes Brot, starke Menschen! Der Kaiser möchte mit Preußen ein Bündnis schließen." — Er beobachtet Achaz heimlich. Aber der bewahrt ein unbewegtes Gesicht. Aus den Worten des Marschalls schließt er, daß dieser heimliche Befehle an den französischen Botschafter bei sich hat. Und er ahnt, die Hoffnung auf ein Bündnis des Kaisers mit Preußen ist gerade das Gegenteil von dem, was der Kaiser plant. —

Achaz sorgte natürlich dafür, daß das diplomatische Geheimnis in seine Hände geriet. Das Schriftstück liegt seit ein paar Tagen auf dem Schreibtisch des Königs. Duvoi ist nicht in Berlin angekommen. Bis heute ist er nicht wieder aufgetaucht. Aber der Krieg steht vor der Tür. Das wissen wir jetzt. Und ich bin dafür, daß wir ihm zuvorkommen."

Hortense schüttelt sich: „Diese Kämpfe im Dunkeln! Das muß ja aufreibend sein."

„Ich kann Ihnen nur einen Rat geben: wenn Sie je in Ihrem Leben ein Geheimnis aufklären wollen, und Sie brauchen einen verwegenen Detektiv, der kein gefährliches Abenteuer fürchtet, so wenden Sie sich an den Achaz! Der bringt es ans Tageslicht . . . Und nun lassen Sie mich allein, Geraldichen. Ich will noch für mich allein phantasieren."

Als Hortense die Treppen hinabgeht, flutet ihr eine Armee brausender Akkorde nach . . .

Ob er schon Krieg führt, der Louis . . .?

(Fortsetzung folgt.)

Jagdgehilfen.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Wie der Urmensch die ersten Haustiere in seine Gewalt brachte, können wir uns nur mit der Phantasie ausmalen. Wir vermuten wohl richtig, daß er junge Tiere den alten raubte und durch liebevolle Behandlung an sich gewöhnte. Auf diese Weise wird er auch wohl dazu gelangt sein, junge Hunde aufzuziehen, um sie als Jagdgehilfen zu gebrauchen. Denn sicherlich hatte er schon beobachtet, daß die wild umherschweifenden Hunde imstande waren, friedfertige Tiere aufzuspüren, zu verfolgen und zu erbeuten. Ihm kam dabei eine natürliche Begabung des Hundes zuhilfe, sich nicht nur gehorsam unter den Willen des Menschen zu beugen, sondern ihm auch mit Liebe und Treue anzuhängen.

Die ersten Nachrichten über die Verwendung der Hunde als Jagdgehilfen, die in geschichtlicher Zeit aus dem Dunkel der Sage auftauchen, schildern, daß man ihn zum Hetzen von Hirschen und Sauen verwendete, die man von den Hunden in vorgestellte Netze treiben ließ.

Eine der ältesten Rassen ist der Dachshund, denn auf einem Monument des Pharao Thutmosis III., das etwa aus dem Jahre 2000 v. Chr. stammt, findet sich bereits eine unverkennbare Abbildung des Dackels. Seine Gestalt ist so charakteristisch, und seine Eigenschaften sind so feststehend, daß er nur von einer Urfarm abstammen kann, die bereits unterirdische Kämpfe mit Höhlenbewohnern ausfocht. Sein Mut und seine Unerschrockenheit sind so groß, daß er kampfesfreudig in jeden Bau einschlieft, um den weitaus größeren und stärkeren Dachs anzugreifen, der ihn oft mit seinem wehrhaften Gebiß übel zurichtet. Deshalb läßt man stets zwei Dackel zu gleicher Zeit einschliefen, die den Grimbart gleichzeitig von vor und hinten angreifen und durch ihr wütendes Gebell dem Jäger anzeigen, wo er den „Kasten einzuschlagen", d. h. die Grube auszuheben hat, um auf den Kampfplatz zu gelangen, wo er meist die beiden Hunde fest mit ihrem Gegner verbissen vorfindet. In England wird als Erdhund vielfach ein niedrig gestellter, leichter Hund, der Fuchsterrier gezüchtet, der auch mit einem bewundernswerten Schneid im Bau arbeitet. Er wird bei Parforcejagden mitgeführt, um den Fuchs, der sich vor der Meute in einen Bau geflüchtet hat, zum Springen zu bringen, d. h. wieder herauszutreiben. Der kleine Köter greift auch den Dachs mit solchem Ungestüm an, daß er den weit überlegenen Gegner zum Springen bringt. Die deutschen Jäger bevorzugen jedoch den altbewährten Dackel, um ihm sein gewissermaßen angestammtes Jagdgebiet nicht zu schmälern.

Dieselben Dienste leistet auch das Frettchen, eine in der Gefangenschaft gezüchtete Abart des Iltis, die nur aus Raubgier in den Bau einschlieft und deshalb einen Maulkorb tragen muß, weil sie sich an dem Blut eines ergriffenen Kaninchens berauscht und dann im Bau zum Schlafen niederlegt, so daß es mehrere Stunden dauert, bis das Frettchen wieder zum Vorschein kommt. Hat es aber, durch einen Maulkorb am Beißen gehindert, alle Kaninchen aus dem Bau getrieben, dann kehrt es alsbald an die Erdoberfläche zurück, läßt sich ergreifen und zu einem andern Bau tragen.

Bereits in der Steinzeit gehörte in ganz Europa ein mittelgroßer, der sogenannte Torfhund, der vom Kleinen Schakal abstammen soll, zu den Hausgenossen des Menschen. In der Bronzezeit hatte der Mensch bereits einen großen, starken Hund als Jagdgehilfen. Die Entstehung der zahlreichen Rassen, die jetzt existieren, ist nur durch geschickte Zuchtwahl zu erklären. Sie hat im Laufe der Zeit dem Menschen eine ganze Anzahl seinen Waffen und seinem Jagdbetrieb angepaßter Rassen ergeben. Da ist vor allem der Windhund zu nennen, dessen verschiedene Arten durch Ausdauer zum Hetzen von Wild befähigt waren. Sie wurden bis zum vorigen Jahrhundert meist paarweise zum Fang von Hasen verwendet, wobei der Jäger den Hunden zu Pferde folgte.

Im Mittelalter, als die Schußwaffen der Menschen noch recht unvollkommen waren, züchtete man die Parforcehunde, die ihre nicht sehr große Schnelligkeit durch die Ausdauer ergänzten, mit der sie einen Hirsch verfolgten, bis er sich ermüdet von der Meute umringt stellte, und von den zu Pferde folgenden Jägern ereilt wurde. Daneben gab es noch eine kleinere Rasse von sogenannten Fuchshunden, die nur zur Hetze des Meister Reineke verwendet wurden. Auch zum Hetzen von Sauen gab es eine eigene Rasse, die Saufinder, die auch das stärkste Wildschwein nach anhaltender Jagd stellten, bis der Jäger herankam. Eine schwerere und gefährlichere Aufgabe hatten die Saupacker zu erfüllen, eine äußerst starke, aus dem Geschlecht der Doggen gezüchtete Rasse. Zu zweien wurden sie auf das von den Saufindern gestellte Schwein losgelassen, das sie auf beiden Seiten am Gehör packten und festhielten, bis der Jäger herankam, um es mit der Saufeder, einem kurzen Spieß, abzufangen.

Als man aus den Büchsen noch mit Schwarzpulver eine runde Bleikugel schoß, deren Wirkung regelmäßig nur in einer mehr oder minder schweren Verwundung des Hirsches bestand, brauchte der Weidmann einen Hund, der mit seiner Nase der Schweißfährte des angeschossenen Wildes folgte und, am Riemen gehalten, den Jäger bis an das im Wundbett sitzende kranke Wild heranführte.

Fast alle diese Rassen sind ausgestorben oder bis auf geringe Reste verschwunden, seitdem die modernen Schußwaffen mit dem Stahlmantelgeschoß das Wild auf der Stelle oder nach wenigen Augenblicken töten, sofern nur der Hohlraum des Leibes an einer Stelle getroffen wird. Der Gebrauchshund der deutschen Jägerschaft ist jetzt der Hühnerhund geworden, dessen hervorragende geistige Fähigkeiten ihn zum wertvollsten Jagdgehilfen des Menschen erhoben haben. Seine hervorragende Eigenschaft ist das „Vorstehen", das heißt, er steht vor dem von ihm gesuchten und gefundenen Niederwild Hase, Rebhuhn, Fasan, Schnepfe usw. so fest und so lange vor, bis der Jäger herankommt und ihm befiehlt, einzuspringen. Das erlegte Wild bringt er seinem Herrn, das krankgeschossene, aber noch fortgelaufene Wild verfolgt er auf der Spur und ergreift es. Da der überwiegende Teil des deutschen Weidwerks der Niederjagd gewidmet ist, beherrscht die Zucht dieses unübertrefflichen Gebrauchshundes schon seit einigen Jahrzehnten den ganzen Jagdbetrieb. Man kreuzte früher die zahlreichen Arten des Hühnerhundes wahl- und planlos miteinander, bis sich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Überzeugung durchrang, daß nur bei reinrassigen Hunden sich die höchsten Eigenschaften entwickeln können. Es gelang, noch mehrere reinrassige Stämme festzustellen, und seitdem werden diese in drei Arten rein weitergezüchtet.

In den Steppen Asiens und auch in Afrika haben die Eingeborenen ein Raubtier zum Jagdgehilfen gezähmt, den Gepard, der seiner Natur nach ein Mittelding zwischen Hund und Katze ist. Sein buntes Fell dient ihm als Schutzfarbe und befähigt ihn, Antilopen und Gazellen in der offenen Steppe zu beschleichen, worauf er mit wenigen Sprüngen sich aus dem überraschten Rudel eine Beute holt. Um seine Kräfte zu schonen, wird er auf einem Karren soweit gefahren, bis man in der Ferne ein Rudel Gazellen erblickt. Dann wird ihm die Kappe, die seine Augen bedeckt, abgenommen, worauf er nach wenigen Augenblicken spurlos im Gelände verschwindet, um das Wild zu beschleichen.

Auch unter den Raubvögeln hat der Mensch Jagdgehilfen gefunden, drei nordische Falkenarten, die zur Jagd auf allerhand kleines Getier abgerichtet wurden, nachdem man sie durch Hunger und Entziehung des Schlafes gezähmt hatte. Das ganze Mittelalter hindurch wurde die Jagd mit dem Falken eifrig betrieben. Die Jagdgesellschaft folgte zu Pferde mit einer kleinen Meute, die nur die Aufgabe hatte, das Wild aufzustöbern, worauf der Falkner dem Vogel, der mit einer Kappe über den Augen auf seiner Faust saß, die Hülle abnahm und ihn emporwarf. Am häufigsten wurden Reiher „gebeizt".

Auch zum Fischfang hat der Mensch einen Gehilfen gefunden: den Kormoran, einen Wasservogel von der Größe einer Ente, der mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit auch große Fische fängt. Gewöhnlich tut sich zum Fang eine Gesellschaft von zwanzig und mehr Vögeln zusammen, die durch unaufhörliches Tauchen die Fische in einer Bucht vor sich her bis ins flache Wasser treiben, wo jeder Vogel einen großen Fisch erbeutet. In China hat man den Kormoran schon seit uralten Zeiten gezähmt und zum Fischfang benutzt. Die Vögel sitzen in langer Reihe auf dem Bord eines Kahnes, der langsam im seichten Wasser dahinfährt. Jeder Vogel hängt an einem dünnen Bindfaden, dessen Ende der Fischer in der Hand hält, und trägt einen Ring um den Hals, der ihn am Verschlucken des Fisches hindert. Unaufhörlich tauchen die Vögel ins Wasser und kehren mit einem Fisch im Schnabel zurück.

Der Spukschatz.

Skizze von Walter Persich.

Am Rande der kleinen Stadt wölbt sich der Deich gegen die bösen Überschwemmungen des Frühjahrs und Herbstes vor dem kleinen Fluß. Gegenüber dem Fährhaus lugt von der Wiesenseite her über den Deich das Strohdach eines halbverfallenen Hauses, von dem Kinder und alte Leute seltsame Spukgeschichten erzählen.

Spätherbststurm jagt über Felder und Wiesen. Aus dem Himmel schüttet das Wasser. Die Wege sind aufgeweicht. Theresa Iperns Sportwagen kämpft mit surrendem Motor gegen den Schlamm. Sie schaltet schnell den zweiten Gang ein. In einer halben Stunde muß sie die Deichbrücke gewonnen haben, die eigentlich für Autos gesperrt ist. Aber ihren kleinen Wagen wird sie schon hinüber bekommen.

Im Scheinwerferkegel taucht der Wegweiser auf — — sie sieht das hölzerne Brückengeländer. Der Fluß schießt, hörbar rauschend und gewaltig angeschwollen, vorüber. Schon fassen die Vorderräder die ersten Bretter der Brücke. Theresas Augen nehmen noch wahr, wie ein Teil des Geländers weggespült wird von dem gierigen Wasser. Sie greift mit letzter Kraft das Steuerrad, tritt die Bremsen — ein krachender Stoß, Feuer scheint aufzugrellen — und sie weiß nichts mehr . . .

Immer noch heult das Wetter, doch scheint es ganz weit fort zu sein, als Theresa zu sich kommt. Ist das nicht ein Strohlager? Und über dem Kopf geräuchertes Holz? Und dort auf dem Wandbord? Kupferne Gefäße — aus einem seltsam schimmernden Kupfer — — nein, denkt sie — es muß pures Gold sein! Wie komisch! Ein Strohlager in einem Alkoven und drüben Gold!

Die Tür wird geöffnet. Ein bärtiger Mensch tritt ein — wie wenig sein ungepflegter Kinn- und Backenbart zu den jungen Augen paßt! Wie verfallen sein Anzug ist! Sein freundliches Lächeln nimmt ihm sogleich alles Böse, und jetzt erinnert sich Theresa wieder: Sie war auf der Heimfahrt — — die Brücke!

„Die Brücke!“ schreit sie in neuer Angst. „Wo bin ich?“

Er steht ruhig vor ihr, ein Gefäß mit Wasser und ein paar sauber geschabte Mohrrüben auf einem Teller in der Hand.

„Sie sind im alten Spukhaus!“ erklärt er ernst. „Es war das beste Quartier in der Nähe. Vom Anprall bewußtlos, konnten Sie nicht gut in die Stadt. Die Brücke ist völlig zerstört, und Ihr Wagen sieht nicht viel besser aus.“

„Sie haben mich gerettet? Ja, ich bin ziemlich toll gefahren —“

„Nicht so toll, um nicht im letzten Augenblick das Lenkrad so weit herumzureißen, daß Sie gegen den Holzpfeiler der Brücke fuhren und damit den Wagen umwarfen. Im Wettergetöse hätte auch ich es nicht vernommen, wenn ich nicht immer um Mitternacht mein Wasser und Gemüse aus dem verwilderten Garten holen würde. Gut, daß die Pumpe noch brauchbar ist.“

Sie starrt ihn an. „Sie wohnen hier? Es wächst doch nichts ringsum, das man essen könnte?“

„Nun“, meint er, „es gibt schönere Aufenthaltsorte! Mohrrüben, etwas Kohl und einige brauchbare Kräuter habe ich entdeckt. Wenn es gar nicht langen wollte, bin ich nachts losgewandert, habe mir am Morgen irgendwo in einem Dorf Brot gekauft und zuweilen sogar Wurst und bin am Abend zurückmarschiert. Märchenhaft, wie? Beinahe so märchenhaft wie der Schatz, den ich unter dem Lehmboden der Bauerndiele entdeckt habe, nachdem mir in einer verstaubten Kassette Aufzeichnungen in die Hände fielen, die darauf hindeuteten, daß er während der Franzosenzeit hier vergraben wurde.“

Theresa kann das alles nicht fassen. Eine halbe Stunde später geht sie mit ihrem Retter durch das Spukhaus. Die Fenster sind grau von Schmutz und Staub, von außen könnte niemand hineinsehen, doch das Tageslicht genügt. Die Möbel sind morsch. Mäuse haben die Dielen aufgeknabbert. Zwei Räume hat der junge Mensch notdürftig gesäubert, so daß er in einem Alkoven auf Stroh schlafen und in einem anderen arbeiten kann. Auf einem Tisch liegen beschriebene Bogen.

„Was ist das?“ fragte sie.

„Meine Arbeit — das Buch dieses Hauses, das ich schreiben wollte. Es ist beendet, die letzten Papiere entdeckte ich hier. In unserer Familie ging die unsichere Behauptung um, daß unsere Vorväter aus dieser Gegend stammen. Ich kann jetzt beweisen, daß wir die Erben des Spukhauses und damit auch des vergrabenen Schatzes sind. Sehen Sie her — hier fand ich die Goldgefäße!“ sagt er stolz.

Theresa erscheint mit verbundenen Händen und einigen Schnittwunden im Gesicht unten am Ufer. Neben ihr ein junger Mensch, der höchst gefährlich in seinem Bart aussieht. Sie duldet nicht, daß er allein ins Rathaus geht, um seine Abenteuer zu Protokoll zu geben. Erst muß er ihre Eltern besuchen. Der Papierfabrikant drückt ihm die Hand und geht dann mit ihm zum Bürgermeister.

In der Stadt glaubt man von alledem natürlich nichts. Mag das huschende Licht durch die selten brennende Kerze Hans Constabels aufgeklärt sein, mögen Aktenbogen beschrieben werden und fremde Menschen in der Stadt auftauchen, um den verlorenen Sohn wiederzufinden und ihm — jetzt — dankbar um den Hals zu fallen — — für die Kinder und alten Weiber „spukt“ es weiter. Ist es nicht Spuk, wenn mitten im Winter Handwerker hinüber müssen und der alte Bau sich plötzlich wieder verjüngt? Wird es nicht der tollste Spuk sein, wenn im kommenden Jahr Theresa und Hans als junges Ehepaar einziehen und zugleich die wundersame Geschichte des alten Hauses im Buch schwarz auf weiß zu lesen ist?



Lustige Ecke



Der schwierige Punkt.

Der gute Vater kroch auf allen Vieren durch das Zimmmer. Er spielte mit dem Söhnchen. Jetzt mußte er einen Löwen machen, wie ihn das Kind gestern im Zoo sah. Gut, der brave Vater machte alles. Er brüllte, die Nachbarn kamen, er fauchte, er krauchte, er bleckte die Zähne.

Aber das Söhnchen war nicht zufrieden.

„Du bist doch kein richtiger Löwe, Papa!“

„Warum denn nicht?“

„Du stinkst nicht richtig.“

*

Eine Unmöglichkeit.

Der Lehrer ging während der Pause über den Schulhof. Ein kleiner Junge stand in der Ecke und hielt sich den Bauch.

„Was fehlt dir denn?“ fragte der Lehrer.

„Leibweh, Herr Lehrer.“

„Warum gehst du da nicht zum Örtchen?“

Der Kleine sah verständnislos den Lehrer an und fragte ganz erschüttert?

„Was? Jetzt in der Pause?“

*



„Ein eigenartiger Regen — der ist ja ganz warm!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.